

## BUCHBESPRECHUNGEN

### WIE STEHEN SIE DAZU ? JUGEND FRAGT PROMINENTE

Herausgegeben von Manfred und Barbara Grunert, Vorwort von Rudolf Ossowski. Scherz-Verlag, München und Bern 1967. 222 S., Paperback 9,80 DM.

Geschichtliche und aktuelle Erfahrungen beweisen, daß —, und zwar unabhängig von einer bestimmten gesellschaftlichen Ordnung — Spannungen zwischen älterer und jüngerer Generation natürlich und notwendig sind. Wenn man programmatische Erklärungen ernst nimmt, so haben die Vertreter des gerade in der letzten Zeit so oft zitierten Establishments grundsätzlich auch nichts gegen diesen Fakt einzuwenden; allerdings möchte man ganz gerne selbst die Grenzen für Skepsis, Kritik und Protest der Jugend setzen. Dabei wird übersehen, daß eine konzessionierte Opposition zumeist unwirksam ist. Das grundsätzliche Verhältnis zwischen älterer und jüngerer Generation und die Art, wie unvermeidliche Spannungen untereinander ausgetragen werden, sagen sehr viel über den mehr oder weniger demokratischen Geist eines Gemeinwesens aus. Werten wir die Verhältnisse in der Bundesrepublik, die seit vielen Monaten durch verschärfte Auseinandersetzungen zwischen den politisch Verantwortlichen und opponierenden Jugendlichen gekennzeichnet sind, mit diesen Maßstäben, so haben wir keinen Grund zur Zufriedenheit.

Jung und alt begegnen sich in den meisten Fällen mit viel Skepsis, Mißtrauen und Vorbehalten. Pauschale Diffamierungen sind keine Seltenheit. Es fällt immer wieder auf, daß es beiden Seiten an der *offenen* Gesprächsbereitschaft, die u. U. also auch die Revidierung des

eigenen Standpunktes einschließt, mangelt. Die baldige Rückkehr zu einer gemeinsamen sachlichen Plattform ist dringend notwendig. Ohne sie ist es nicht möglich, auch nur ein einziges Problem zu lösen.

Daß solche sachlichen Auseinandersetzungen durchführbar und letztlich produktiver sind, beweist das hier zur Diskussion stehende Buch. Es berichtet über die seit 16 Jahren vom RIAS-Schulfunk in Berlin ausgestrahlte Sendung „Prominente zu Gast“. Dort standen sich in dem genannten Zeitraum 7000 Jugendliche im Alter von 16 bis 21 Jahren und mehr als 250 „Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens“ gegenüber. Entscheidend ist, daß dabei die Jugendlichen, jeweils in einer Gruppe von 30 Personen zusammengefaßt, als Interviewer und Fragende auftraten. Das Buch enthält 17 dieser „Duelle“. Die Publikation berichtet u. a. über Interviews mit *Willy Brandt*, *Eugen Gerstenmaier*, *Karl-Günther von Hase*, *Hermann-Josef Abs*, *Ludwig Rosenberg*, *Yehudi Menuhin*, *Hans-Werner Henze*, *Martin Held*, *Otto Dibelius*, *Asher Ben Natan*, *Günter Grass* und *Gerhard Zwerenz*.

Was macht die Interviews lesenswert? Das Buch enthält zunächst eine Fülle von wichtigen und detaillierten Informationen zu den verschiedensten Sachgebieten, die jeweils aus kompetenter Sicht vorgetragen werden. Zum Teil vertreten die Prominenten dabei recht originäre persönliche Meinungen. *Willy Brandt* sieht den entscheidenden Unterschied zwischen den beiden großen Parteien darin, daß die CDU den Grundgesetzauftrag zur Schaffung eines demokratischen und sozialen Rechtsstaates *statisch* auslegt, während die SPD das *dynamisch* tut. Diese bereits 1964 geäußerte Meinung des SPD-Vorsitzenden hat unverändert Eingang in die jetzt veröffentlichten „Sozialdemokratischen Perspektiven“ gefunden und heftige Reaktionen der Gegenseite ausgelöst. Für *Karl-Günther von Hase* ist die Pressefreiheit ein „Absolutum und Hauptingredienz der Demokratie“. *Gerhard Zwerenz* definiert aus seiner Sicht die Hauptaufgaben der intellektuellen Opposition in der Bundesrepublik. Eine sehr persönliche Meinung ist es sicherlich, wenn *Robert Kempner* kategorisch feststellt, daß Prozesse und die Justizgeschichte die wirkliche Weltgeschichte darstellten. *Yehudi Menuhin* und *Friedrich Luft* vertreten beide pointiert unterschiedliche Auffassungen über die Aufgaben des Kunstkritikers.

Das Buch vermittelt wesentliche Aussagen über die am Gespräch Beteiligten. Das Verhalten der Jugendlichen war nicht durch Autoritätsgläubigkeit gekennzeichnet; so empfanden sie sich als gleichberechtigte Gesprächspartner, die nicht bereit waren, ohne eigene Prüfung fremde Erfahrungen zu übernehmen. Sie waren deshalb im guten Sinne respektlos und fragten schärfer und vorbehaltloser als das Erwachsene möglicherweise getan hätten. Letzt-

lich hatten sie ein recht gutes Gespür für die manchmal vorhandene Diskrepanz zwischen von den Prominenten verkündeten moralischen Postulaten und ihr u. U. davon in der Praxis abweichendes Verhalten.

Vor einem derart gut vorbereiteten und kritischen Forum hatten es die Prominenten nicht ganz leicht. Nicht alle haben diese Probe bestanden. Entscheidend war, ob die Antworten ehrlich waren und eine eigene begründete Überzeugung widerspiegelten. Ein positives Beispiel lieferte dafür *Otto Dibelius*. Seine Auffassungen wurden von den Jugendlichen in den meisten Punkten nicht geteilt; trotzdem wurde er uneingeschränkt als Persönlichkeit akzeptiert. Am weitaus schlechtesten schnitt *Eugen Gerstenmaier* ab. Er trat so auf, als ob er eine Audienz gewähre. Er wollte nicht diskutieren, sondern dozieren. So stellte er selbst inquisitorische Fragen, trieb die Schüler mit Formalien in die Enge und verteilte laufend Noten. Er hat sich in diesem Gespräch nicht als Persönlichkeit und als guter Repräsentant der parlamentarischen Demokratie erwiesen. Von einem Parlamentspräsidenten hätte man wesentlich mehr erwarten dürfen.

Angemerkt werden muß in diesem Zusammenhang noch, daß die in dem Buch veröffentlichten Interviews jeweils von den Prominenten vorher autorisiert wurden. Das Gespräch mit Gerstenmaier verlief z. B. wesentlich härter, als sich aus dem Buch ergibt. Das ist eine zu kritisierende Schwäche, die nicht unerwähnt bleiben darf.

Das Buch hat eine immer wieder mißachtete Binsenweisheit erneut bestätigt: Pa-uschalurteile sind gefährlich und meistens falsch. Das gilt gerade auch für das Verhältnis zwischen den Generationen. Das Buch ist auch wegen dieser Aufforderung zu differenziertem politischem Denken wichtig und lesenswert.

Christian Götz

#### EGON MEYER DER MOSCHAV

Die Dorfkooperative in Israel unter besonderer Berücksichtigung des Moschav Ovdim im Zeitraum 1948 bis 1963. Band 52 der Veröffentlichungen der List-Gesellschaft e. V. Kyklos-Verlag Basel und J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen 1967. VIII, 124 S., 19 Tab., 2 Taf. Brosch. 17,— DM, Ln. 21,— DM.

Während sich die israelischen Kibbuzim seit langem des wissenschaftlichen Interesses zwar weniger der Ökonomen, als der Soziologen und Psychologen erfreuen, erschien die andere Form landwirtschaftlicher Genossenschaften in Israel, der Moschav, längst nicht so attraktiv, und das, obwohl seit den zwanziger Jahren, seit *Franz Oppenheimer*, Genossenschaftsexperten stets den Moschavim die größeren Chancen einräumten. Sie übersahen allerdings, daß die jüdische Kolonisation Palästinas weniger

wirtschaftlich gesunder Unternehmen bedurfte als Unternehmen, die scheinbar wider alle wirtschaftliche Vernunft primär der friedlichen Eroberung des Landes dienen wollten und konnten. Die wirkliche Bedeutung des Moschav sollte sich erst nach der Gründung des Staates Israel zeigen, als es galt, rund eine Million überwiegend orientalischer Einwanderer anzusiedeln.

Gerade dieser Aspekt stieß denn auch auf das besondere Interesse von *Egon Meyer*, der hier im Rahmen des von *Edgar Salin* und *Harry W. Zimmermann* betreuten Israelprojekts der Studien des List-Instituts die erste (soweit ich sehe nicht nur erste deutsche) Monographie über den Moschav vorlegt.

Entstanden war diese Genossenschaftsform 1921 als Reaktion auf die langandauernde Krise der frühen Kvuza, in denen wie in den gleichzeitig mit den Moschavim entstandenen Kibbuzim Produktion wie Konsum nach urkommunistischen Idealen gestaltet waren, ohne daß es gelungen wäre, dem Einzelnen ein ausreichendes Maß persönlicher Freiheit zu sichern. Deshalb waren unter den Gründern des ersten Moschav, Nahalal, viele Genossen der Kvuza Degania, unter ihnen auch *Schmuel Dajan*, der Vater des jetzigen Verteidigungsministers. In der neuen Genossenschaft erhielt jeder Siedler ein Stück Land zur selbständigen Bebauung, und trotz der vor allem in den ersten Jahrzehnten geübten gegenseitigen Hilfe, auch in der Produktion, beschränkt sich die Genossenschaft im wesentlichen auf gemeinsamen Einkauf und Verkauf sowie den Unterhalt gemeinsamer Landmaschinenstationen.

Anschließend an Kapitel über Entstehung und Organisation der Moschavim schildert Meyer die Verflechtung der Moschavim mit den zionistischen Institutionen der Jewish Agency, dem Finanzierungsinstitut des Keren Hajessod, dem Keren Kajemet als Eigentümer des Bodens, sowie den verschiedenen landwirtschaftlichen Organisationen der Gewerkschaft (Histadrut) und des Staates, ehe er sich den Problemen der Eingliederung der neuen Einwanderer in den Jahren 1948 bis 1963 zuwendet.

In diesen ersten fünfzehn Jahren des Staates Israel nahmen die Moschavim etwa doppelt soviel Einwanderer auf wie die Kibbuzim. Allein in den ersten vier Jahren wurden 150 neue Moschavim gegründet, da ihre Form des genossenschaftlichen Zusammenschlusses der Mentalität der neuen Einwanderer weitaus besser gerecht wurde als die der Kibbuzim. Heute zählt man, wie Meyer schreibt, 346 Moschavim gegenüber nur 230 Kibbuzim, doch ist die Zahl der Kibbuzim, wie das soeben auf deutsch erschienene Buch von *Darin-Drabkin* über den Kibbuz zeigt, etwas zu hoch angesetzt. 1965 lebten in den Moschavim rund 120 000 Menschen, in den Kibbuzim rund 81 000.

Der Verfasser unterscheidet bei den Moschavim vier verschiedene Farmtypen, und zwar die Milch-, Zitrusfrüchte-, Feldfrüchte- sowie die Obst- und Geflügelfarm. Besonders breiten Raum nimmt die Darstellung der Planung neuer Moschavim ein, die heute weitaus umfassender und gründlicher erfolgt als in den zwanziger Jahren, aber wie Meyer erkennen läßt, die neuen Siedler vielfach überfordert, so daß Mißerfolge nicht ausblieben. Im Zeitraum 1949—1958 hat über ein Drittel aller in Moschavim angesiedelten Familien die Siedlungen wieder verlassen, eine Feststellung, welche die Fluktuation in den Kibbuzim weitaus weniger bedrohlich erscheinen läßt als man bisher annahm. Immer noch verfügen die Kibbuzim im allgemeinen über die besseren Arbeitskräfte, und da sie zudem weitaus besser mit Maschinen ausgestattet sind, braucht der Kibbuznik weniger zu arbeiten als der Moschavnik. Sein größerer Arbeitsaufwand wie auch der günstigere Standort der Moschavim erklärt die größere Rentabilität der Moschavim, die andererseits jedoch von ihrer Struktur her weniger Möglichkeiten der Industrialisierung als die Kibbuzim haben.

Egon Meyers als Basler Dissertation angenommenes und mit dem Genossenschaftspreis ausgezeichnetes Werk verdient nicht allein seines Themas wegen Beachtung, sondern auch dank seiner knappen, übersichtlichen und gut lesbaren Darstellung. Zu berichtigen ist, daß der 9. Zionistenkongreß, der auf Anregung Franz Oppenheimers beschloß, „die genossenschaftlichen Siedlungsmethoden in den Tätigkeitsbereich der zionistischen Organisation aufzunehmen“, nicht 1906, sondern 1909 stattfand, und zwar in Hamburg — als einziger Zionistenkongreß in Deutschland.

*Hermann Meier-Cronmeyer*

FRIEDRICH HEER

### DAS HEILIGE RÖMISCHE REICH

Scherz Verlag, Bern, München, Wien 1967. 504 S., Ln. 48 DM.

Wenn einer der gegenwärtigen Historiker einen Überblick über die gesamteuropäische Geschichte, besonders seit dem Beginn des Mittelalters, hat, danp ist es Friedrich Heer. Das hat er immer wieder bewiesen, sei es in seiner „Europäischen Geistesgeschichte“, in „Europa, Mutter der Revolutionen“ oder in seinem jüngsten Buch „Gottes erste Liebe, 2000 Jahre Judentum und Christentum“.

Heer ist ein Liebhaber der Geschichte, sie fasziniert ihn. Man merkt seiner Darstellung immer an, mit welcher Intensität er sich in seinem Stoff engagiert, wie sehr er ihn zu seiner persönlichen Sache macht. Darum ist er nie trocken oder auch nur kühl. Sein Engagement ist auch nicht nur ein bloß-wissenschaft-

liches. Er will nicht nur konstatieren, wie es denn gewesen ist, sondern er sieht unsere eigene Gegenwart als Frucht von Entwicklungen der Vergangenheit, sieht deren Entscheidungen in ihren Auswirkungen auf uns im Guten und im Schlechten, will Fehlentwicklungen revidieren, positive Modelle von früher in unserer Zukunft erneuert sehen. Er will also verändern, er ist politisch-sozial ebenso engagiert wie als Wissenschaftler. Die Richtung seines Engagements ist durchaus fortschrittlich, seiner Geschichtsleidenschaft haftet nichts Reaktionsäres an. „Offener Humanismus“ — so der Titel eines seiner Bücher — mag die Richtung andeuten, in die er die Entwicklung mitbeeinflussen möchte.

Alle Vorzüge seiner bisherigen Bücher enthält auch das vorliegende. Man merkt Heer das Vergnügen an, mit dem er solch ein zentrales Thema wie das des „Heiligen Römischen Reiches“ ausbreitet. Da ist auch die hohe Warte, von der aus er es überschaut: Europa als Völkerfamilie seit den Tagen Karls des Großen, ständige Aufgabe seitdem, bis heute und für die Zukunft. Immer wieder stellt Heer diese Beziehungen her, in kühnen Assoziationen (dafür ist er bekannt!), die Jahrhunderte überspringen und gleichzeitig miteinander verknüpfen.

Hierin liegt der Wert des Buches, in der Herausstellung des Kontinuums, das unter diesem Aspekt — der tatsächlich ein sehr moderner, ja, seit der Auflockerung der starren Nach-Weltkrieg-II-Bündnissysteme sogar ein aktueller ist — in der europäischen Geschichte waltet. Wer Sinn für die großen Zusammenhänge hat, der kommt auch in diesem Werk Heers auf seine Kosten.

Das Buch zeigt allerdings auch die Schwächen Heers. Seine Lust, Zusammenhänge zu sehen, läßt ihn oft Verknüpfungen herstellen, die sachlich nicht stimmen. Oder solche, die vielleicht erlaubt sind, aber zum Thema nichts beisteuern. Wie man überhaupt von dem Buch nicht erwarten darf, es liefere eine kontinuierliche Geschichtsdarstellung der Zeit von der Entstehung des deutschen „römischen“ Reiches bis zu seinem Ende (962 bis 1806), viel weniger gar, Heer gebe eine Darstellung dieses Reichsbegriffs in seiner Entwicklung und Wandlung. Heer, der nie die Strenge eines Systems oder eines Gedankengangs für sich anerkennen würde (wohl die eines Grundgedankens, den er durchhält), tut es auch hier nicht. Unbekümmert schöpft er aus dem reichen Schatz seines (unsystematischen) Wissens und teilt aus, mit Vergnügen, wie gesagt, und mit Lebendigkeit und Frische — aber immer so, wie er will.

Ganz offenkundig liebt er z. B. alles, was mit Österreich zusammenhängt. So sind die Kapitel über die Habsburger die interessantesten und die besten, denn da weiß Heer am meisten. Ein Glück für ihn als Bearbeiter des

Thema „Heiliges Römisches Reich“ und für den Leser dieses Buches, daß das Reich in seiner langen Spätzeit meistens habsburgische Kaiser hatte, denn so kommt man in den Genuß und den Gewinn der Arbeit eines Kenners und Liebhabers.

Das Buch ist vom Verlag ungewöhnlich reich mit Bildern, darunter hervorragenden Farbproduktionen, ausgestattet worden.

Werner Beutler

PAUL TRAPPE

#### WARUM GENOSSENSCHAFTEN IN ENTWICKLUNGSLÄNDERN

Hermann Luchterhand Verlag, Neuwied und Berlin 1966. 68 S., kart. 5,80 DM.

LEO LÖWENTHAL/NORBERT GUTERMANN

#### AGITATION UND OHNMACHT

Auf den Spuren Hitlers im Vorkriegsamerika. Hermann Luchterhand Verlag, Neuwied und Berlin 1966. 88 S., kart. 6,— DM.

THOMAS NEUMANN

#### SOZIALGESCHICHTE DER PHOTOGRAPHIE

Hermann Luchterhand Verlag, Neuwied und Berlin 1966. 92 S., kart. 6,80 DM.

Die drei hier besprochenen Schriften sind in der Reihe „Soziologische Essays“ erschienen.

Zur Orientierung des Praktikers hat der Soziologe Paul Trappe dieses Plädoyer für die Genossenschaft als einer „zwischen den beiden idealtypischen Polen absoluter Privatautonomie und absoluter Zentralplanung“ liegenden Form geschrieben; und dies nicht etwa aus bescheidener Zurückhaltung, sondern aus seiner schlechten Erfahrung mit der diesbezüglichen Literatur, die zwar meist „erstrebenswerte Idealzustände wortreich moralisierend entwickelt“, „sachbezogene, d. h. von einer konkreten mehr oder weniger umfassenden Situation ausgehende Analyse und Beratung“ jedoch vermissen läßt. Die Thesen des Autors beruhen auf eigenen Feldforschungen in Ostafrika, im Vorderen Orient und den „Entwicklungsgebieten“ Europas, nämlich in Spanien, in den Berggemeinden des Wallis und des Berner Oberlandes und in Winzergemeinden an der Mosel.

Trappe beschäftigt sich allerdings nicht mit Produktionsgenossenschaften, die auf gemeinsamem Besitz an Produktionsmitteln basieren, sondern mit „Marktgenossenschaften — die sich freilich zu Mehrzweckgenossenschaften entfalten können —, aber durchaus individuelle Besitzrechte beinhalten“. Damit können sie auch eine Form der Interessenvertretung von Gruppen in der modernen Industriegesellschaft darstellen.

Trappe betont besonders die Bedeutung der genossenschaftlichen Organisationsform für die Entwicklungsländer als das am besten geeignete Mittel zur Mobilisierung der unteren Bevölkerungsmassen. Denn die „Förderung des Einzelindividuums ist offenbar unterhalb einer Wohlstandsschwelle aus den gegebenen höchst unterschiedlichen komplexen sozio-ökonomischen Strukturen nicht möglich“. Er begründet dies und belegt es eindrucksvoll mit der mangelnden Kreditfähigkeit, der unzureichenden Produktion und der mangelnden Fachbildung der einzelnen, der geringen Betriebsgrößen, mangelnder sozialer Emanzipation und Sozialgesetzgebung. Genossenschaftliche Aktivitäten könnten in sozialer, kultureller und politischer Hinsicht integrierend wirken.

Wenn die westliche Entwicklungshilfe diesen Faktor weiterhin quasi ignorieren sollte, könnte sie gegenüber östlicher Hilfe ins Hintertreffen geraten. Für den „Afrikanischen Sozialismus“ stellt die Genossenschaft das entscheidende Entwicklungsinstrument dar. In Asien und Lateinamerika wird, auf die jeweils traditionellen Bedingungen abgestimmt, ebenso intensiv praktiziert.

Spannend zu lesen ist die Übersetzung einer 1949 zuerst erschienenen Analyse von Löwenthal und Gutermann über den Typ des (fascistoiden) Agitators in Amerika vor, in und nach dem 2. Weltkrieg. Erstaunlich aktuell wirkt ein Satz wie dieser: „Der Agitator erzeugt das Unbehagen also nicht, aber er verstärkt und festigt es, weil er den Weg zur Überwindung seiner Ursachen versperrt.“

Thomas Neumanns Sozialgeschichte der Photographie befaßt sich mit ihr als „den einzigen aus gesellschaftlichen Bedürfnissen entwickelten manifesten Ausdruckstechnik. Sie spiegelt eine Wirklichkeit, gegen die sich die Künste orientieren, an die sie aber, gewissermaßen als Vehikel ihrer Darstellung, gebunden sind ... Die an Kunst und Literatur orientierte Rezeption der Photographie bestimmte also auch eine neue Rezeption der Kunst.“ Barbara Skriver

HEINZ SIEGERT

#### RUMÄNIEN HEUTE

Econ-Verlag Wien/Düsseldorf 1966. 288 S., Ln. 20,— DM.

Der österreichische Journalist Heinz Siegert, der seit einer Reihe von Jahren als Zeitungskorrespondent in Bulgarien lebt und von dort aus das benachbarte Rumänien wiederholt besucht und bereist hat, läßt seinem Buch über Bulgarien nun ein weiteres über Rumänien folgen.

Kein Buch für Theoretiker, die eine exakte Definition der rumänischen Spielart kommunistischer Politik suchen; aber deren durchaus einleuchtende Darstellung und Erklärung aus der historisch gewordenen Wesensart der Ru-

mänen. Siegert arbeitet recht deutlich einige der besonderen Nuancen des rumänischen Kommunismus heraus, den er weder als doktrinär noch als revisionistisch, sondern als pragmatisch mit einem sich immer nachdrücklicher ausprägenden nationalen Akzent kennzeichnet. Mit der zeitungsgängigen, aber unglücklichen, weil in sich widersprüchlichen Formulierung vom „liberalisierten Kommunismus“ räumt Siegert gründlich auf, und seine gelegentlichen Hinweise auf die ganz anders gearteten in den letzten Jahren erfolgten Auflockerungserscheinungen in anderen Ländern des Warschauer Pakts und des COMECON zeigen deutlich, wie sich dort überall eine eigene, den nationalen Gegebenheiten entsprechende Form des kommunistischen Regimes herausbildet und wie die weit verbreitete Vorstellung von der Einheitlichkeit des „Ostblocks“ immer mehr an Berechtigung verliert. Die Welt des europäischen Ostens und Südostens ist ungeachtet ihrer gemeinsamen Ausrichtung auf den Kommunismus genau so bunt-scheckig wie die der kapitalistischen Länder.

Das am Beispiel Rumäniens dargestellt zu haben, gehört fraglos zu den Vorzügen des flüssig geschriebenen Siegertschen Buches. Darüber hinaus bietet es eine Fülle von interessantem Material über das Leben im heutigen Rumänien, über dessen Wirtschaft, Schulwesen, Literatur, über die Natur der rumänischen Landschaften, über die nationalen Minderheiten, vor allem über die beträchtliche deutschsprachige Minderheit der Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben, über die Stellung der Kirchen usw. Viele Bilder, einige Seiten statistischer Angaben und praktische Hinweise für Touristen ergänzen das Buch aufs Glückliche.

Walter Gysling

#### WARLAM SCHALANOW

##### „ARTIKEL 58“

Aufzeichnungen des Häftlings Schalanow. Friedrich Middelhaue Verlag, Köln 1967. 196 S., Ln. 16,80 DM.

„Wehe uns, wo bleibt die süße Revolution“, läßt *Isaak Babel* in „Budjonny's Reiterarmee“ den jüdischen Trödler Gedalje ausrufen. Eine freilich traurige Antwort auf diese Frage enthalten die Episoden aus russischen Arbeitslagern — vor allem aus Kolyma in Nordostsibirien —, in denen der Autor fast ein Jahrzehnt seines Lebens als Häftling verbringen mußte. Das Buch ist in der Bundesrepublik unter dem Titel „Artikel 58“ erschienen; das ist die Gesetzesbestimmung, nach der die „Politischen“ abgeurteilt werden; sie ist im Anhang abgedruckt. Das Werk gelangte auf ungenannten Wegen hierher, wo es seine Erstveröffentlichung erlebt.

Wir haben es in „Artikel 58“ nicht mit einer der vielen Lagerbeschreibungen zu tun, sondern mit der dichterischen Gestaltung einer Gegen-

welt zu der des kleinbürgerlichen Spießers, der bisher der Gewinner jeder europäischen Revolution war. Der Autor Schalanow gehört keiner politischen Richtung an und be- und verurteilt seine Leidensgenossen wie seine Peiniger nicht von der Warte eines besonderen Bekenntnisses. Er schreibt für Menschen, deren Phantasielosigkeit vor dem Unvorstellbaren ihm bewußt ist, die er aber deswegen nicht geringschätzt. „Wir lernten die Menschen verstehen, durchschauen, ihre Handlungen voraussehen. Wir erkannten — und das war das wichtigste —, daß unsere Menschenkenntnis uns gar nichts nützte.“ (S. 47 „Trockenration“).

Auch den Häftlingen selbst fällt es schwer, sich das Leben „auf dem Festland“, wie die Freiheit in der Lagersprache heißt, vorzustellen. „Oft kam ihm seine frühere Welt, die Welt jenseits dieser Berge und des Meeres, wie ein Traum, ein Phantasiegebilde vor. Wirklich war nur die Minute, die Stunde, der Tag, vom Ausmarsch bis zur Rückkehr von der Arbeit. Weiter dachte er nicht, er hatte auch gar nicht die Kraft dazu. Wie alle anderen ... sie dachten an nichts. Alles war klar und einfach.“ (S. 16 „Nachts“).

Jeder Häftling ist allein mit sich, denn die anderen sind viel zu gleichgültig geworden. „Er nahm ihnen diese Gleichgültigkeit nicht übel... Der Frost, der fliegende Spucke in Eis verwandelte, drang auch in die Seelen der Menschen. Wenn einem die Knochen fast erfroren, konnten auch Hirn und Seele einfrieren ...“ (S. 21 „Die Zimmerleute“). Von sich selbst sagt Schalanow: „Und ich begriff, daß ich es niemals fertigbringen würde, mich selbst zu verstümmeln oder mir das Leben zu nehmen. Mir blieb nur eins übrig: warten, bis auf dieses kleine Unglück ein kleines Glück folgen und bis das große Unglück enden würde.“ (S. 37 „Regen“).

Großes Unglück. Ist diese Bezeichnung für die Lager nicht unpassend? Doch wird mit ihr die Freiheit zum Glück schlechthin. Wer aber ist frei? „Wir mußten ... durch das Tor gehen, über dem ein Schild mit der Aufschrift angebracht war: ‚Die Arbeit ist eine Sache der Ehre, eine Sache des Ruhms, eine Sache des Mutes und des Heldentums‘. Es heißt, daß über den deutschen Konzentrationslagern ein Zitat aus Nietzsche stand: ‚Jedem das seine‘. *Berija*, der *Hitler* nachahmte, übertraf sein Vorbild an Zynismus.“ (S. 52 „Trockenration“). Der Zyniker weiß gewiß nichts von freien Menschen, wohl aber jener Häftling, der es ablehnt, Aufseher zu werden, um dem Tode zu entgehen. „Er hatte sich geschworen, dem Willen anderer Menschen niemals Gewalt anzutun, denn er wollte nicht, daß seine sterbenden Kameraden ihn verfluchen.“ (S. 22 „Die Zimmerleute“).

Schalanow ist ein Dichter. Er hat den Faden dort aufgenommen, wo *Isaak Babel* ihn fallen lassen mußte. Auf der Suche nach der „süßen

Revolution" ist Schalanow an die Stätten geraten, wo ihr Verrat blühte. Dort sah er auch den Dichter *Ossip Mandelstam* sterben, der in seinen letzten Stunden über den Sinn und Nutzen der Dichtung grübelt: „Das Beste war das, was nicht niedergeschrieben, was geschaffen wurde und dann verschwand, ohne eine Spur zurückzulassen, und nur der Schaffensprozeß, den er klar empfand und der mit nichts zu verwechseln war, bewies ihm, daß er jetzt ein Gedicht, etwas Großes geschaffen hatte. Aber täuschte er sich auch nicht? War diese Freude des Schaffens wirklich ein untrügliches Zeichen?" (S. 74 „Sherry Brandy").

Den Seitanz zwischen Schaffensfreude und Zweifel beleuchtet er in einem Vorspruch, in dem er es ablehnt, der Verlockung des Materials zu erliegen. „Der Schriftsteller schreibt in der Sprache jener, in deren Namen er spricht. Aber wenn er das Material zu gut kennt, wird er von denen, für die er schreibt, nicht verstanden. Er hat sie ‚verraten‘, er ist auf die Seite des Materials übergegangen. Glaubwürdigkeit — das wird die Stärke der Literatur der Zukunft sein." (S. 5) Diese Glaubwürdigkeit erlangt er durch eine klare humane Sprache, die sich von grellen Effekten fernhält. Dank der Übersetzerin G. D.!

Dies Buch ist keine Anklage, wohl aber eine Klage darüber, daß die Möglichkeiten, unser Leben menschenwürdig zu gestalten, mit so stupider Regelmäßigkeit von den Menschen selbst zerstört werden.

Anne-Marie Fabian

HELMUT COING

EPOCHEN DER RECHTSGESCHICHTE  
IN DEUTSCHLAND

BeAsche Schwarze Reihe, Band 48, Verlag C. H. Beck, München 1967. 133 S., kart. 7,80 DM.

CHAIM PERELMAN

OBER DIE GERECHTIGKEIT

Aus dem Französischen von Ulrike Blüm und Ottmar Ballweg, Becksche Schwarze Reihe, Band 45, Verlag C. H. Beck, München 1967. 163 S., kart. 9,80 DM.

Wir besprechen hier zwei Bücher, die sich mit Themen beschäftigen, die den Randdisziplinen der Rechtswissenschaft angehören — eines der Rechtsgeschichte, das andere der Rechtsphilosophie.

Das rechtsgeschichtliche Büchlein ist aus einer Reihe von Vorträgen entstanden, die der Professor für römisches Recht, bürgerliches Recht und Rechtsgeschichte an der Universität Frankfurt, *Helmut Coing*, für den Deutschlandfunk gehalten hat. Das Buch wendet sich also nicht an Historiker oder Juristen, sondern will ein breiteres Publikum für ein diesem nicht sonderlich bekanntes Wissensgebiet interessieren. Dies ist dem Verfasser ausgezeichnet gelungen. Die Darstellung ist leicht lesbar, bringt

alles Wesentliche, ohne mit zuviel Einzelheiten belastet zu sein, und macht den Leser nicht nur mit den Entwicklungsstadien des Rechts, seiner Organe und seiner Wissenschaft in Deutschland bekannt, sondern geht auch auf die Faktoren ein, die diese Entwicklung beeinflussen haben, nämlich die Wandlungen der Weltanschauung und der politischen und wirtschaftlichen Bedingungen. Der Leser erhält so ein Bild vom Stammbaum des heute in Deutschland geltenden Rechts.

Das rechtsphilosophische Buch hingegen wird hauptsächlich Leser interessieren, die schon mit dem Grundproblem aller Rechtsphilosophie, nämlich dem Problem der „Gerechtigkeit“, eine gewisse Vertrautheit haben. Der Professor für Logik und Metaphysik an der freien Universität Brüssel, *Chaim Perelman*, der gleichzeitig auch Jurist ist, hat etwa 1945 eine „Studie über die Gerechtigkeit“ veröffentlicht. Im Jahre 1964 hat er, nach ständiger weiterer Beschäftigung mit dem Problem, an der Universität Genua fünf Vorlesungen über das gleiche Thema gehalten. Das vorliegende Buch enthält sowohl die Studie als auch die fünf Vorlesungen.

Wir haben es daher mit einer in zweifacher Hinsicht interessanten Veröffentlichung zu tun, nämlich sowohl im Hinblick auf den Gegenstand der Abhandlungen, als auch im Hinblick auf die Tatsache, daß wir Ausgangs- und Endpunkt einer gedanklichen Entwicklung von zwei Jahrzehnten vergleichen können.

In der „Studie“ bestimmt Perelman neuartig den formalen Begriff der Gerechtigkeit als das „Handlungsprinzip, nach welchem die Wesen derselben Wesenskategorie auf dieselbe Art und Weise behandelt werden müssen“. Es ist klar, daß dieser Formalbegriff mit verschiedenartigsten Inhalten erfüllt werden kann, jeweils nach der Art, in der die „Wesenskategorien“ bestimmt werden. Diese Bestimmung ist der Ausgangspunkt dafür, ob eine Rechtsregel als gerecht angesehen wird; dasselbe gilt für den Spruch eines Richters mit der Maßgabe, daß dieser zur Anwendung des geltenden Rechtes verpflichtet ist. So verbleibt immer ein willkürliches Element, das letzten Endes nicht durch Logik ausgeschlossen werden kann.

In den „Vorlesungen“ geht Perelman von demselben Begriff der formalen Gerechtigkeit aus, doch führt der sich daran anschließende Gedankengang einen etwas anderen Weg. Rückgreifend auf Begriffe der klassischen Rhetorik führt er die Kategorien der Kritik, Rechtfertigung und Billigung der Rechtsregel oder des Rechtsspruchs ein, welche immer in einem historisch determinierten Kontext stehen, da die ihnen zugrunde liegenden Kriterien, Werke und Normen keine absoluten und unpersönlichen Werte und Wahrheiten sind. Die Zukunft der Menschheit hält neue Schwierigkeiten und neue Probleme bereit, so daß der

Fortschritt der Erkenntnisse die jetzt gültigen Überzeugungen erschüttert, die der formalen Gerechtigkeit ihren Inhalt geben.

Da unsere Zusammenfassung nur Ausgangs- und Endpunkte der Gedankenketten des Doppelwerkes darstellt, sei es den Interessierten zum lohnenden Studium empfohlen.

Erwähnt sei auch die sehr lesenswerte Einleitung von *Theodor Viehweg*, die die Persönlichkeit Perelmans vorstellt und wichtige Angaben über sein Wirken und die Entstehung der vorliegenden Darstellungen enthält.

*Dr. R. Sivron-Hoffnung*

#### JOHANNES GERBER

#### BETRIEBSLEHRE FÜR STREITKRÄFTE

Markus-Verlags-Gesellschaft m.b.H., Köln 1967. 173 S., La. 29,50 DM.

Bei den Untersuchungen des Ausschusses, den der Bundestag für die sogenannte „Schützenpanzeraffäre“ eingesetzt hat, geht es nicht nur um den Vorwurf der Korruption, sondern auch um die Frage, ob bei der Beschaffung dieses Panzers wirtschaftliche Grundsätze befolgt worden sind. In der Tat handelt es sich bei der Bundeswehr nicht nur um eine Einrichtung, die der demokratische Staat geschaffen und mit dem Auftrag betraut hat, seine Unversehrtheit und die Sicherheit seiner Bürger nach außen zu sichern, sondern gleichzeitig um einen „Betrieb“.

Wohl ist es ein Betrieb, der sich vielfältig von anderen Betrieben (Unternehmen, Anstalten, Haushalten) unterscheidet. Unbeschadet dieser Besonderheiten handelt es sich hier aber um einen betrieblichen Zusammenhang von Menschen, Vermögen, Kapital und Organisation, in dem versucht werden muß, nach wirtschaftlichem Prinzip zu arbeiten. Auch der Bundeswehr ist die Aufgabe gestellt, ihren politischen Auftrag betriebswirtschaftlich am besten und volkswirtschaftlich am vernünftigsten zu erfüllen. Es liegen noch keine empirischen Untersuchungen darüber vor, wie weit das bisher gelungen ist.

Aber auch die Erkenntnisse der betriebswirtschaftlichen Forschung sind, wie Gerber im Vorwort seines Buches feststellt, in Deutschland bisher „nur wenig genutzt“ worden. Insofern ist ein Buch zu begrüßen, das es sich zur Aufgabe macht, die Organisation der Streitkräfte betriebswirtschaftlich zu untersuchen. Viele Lehrsätze, Begriffe und Forderungen, die von der Betriebswirtschaftslehre für Privatunternehmen und Großbetriebe entwickelt worden sind, gelten auch für die gewaltige Organisationsapparatur moderner Heere.

Gerber untersucht daher in seiner Schrift eingehend, wie Vermögen und Kapital der Streitkräfte beschafft, verwaltet und verwendet werden, welche Organisationsgrundsätze be-

stehen und welche Stellung der Mensch als betriebswirtschaftliches „Element“ in diesem Zusammenhang hat. Auch über die Planung des Personal- und Finanzbedarfs sowie über die Anwendung betriebswirtschaftlicher Regeln bei den Streitkräften erfährt der Leser manches Wissenswerte. Gerber weist nachdrücklich darauf hin, daß zwar Rentabilitätsberechnungen bei den Streitkräften normalerweise nicht möglich sind (da sie keinen Erwerbsbetrieb darstellen), die „Ergiebigkeit der Einsätze“, aber über Kostenrechnungen und Aufwandsübersichten kontrolliert und erreicht werden kann.

Für den Gewerkschafter ist das Buch nicht leicht lesbar. Da Gerber keine Betriebslehre der deutschen Bundeswehr, sondern eine Betriebslehre für Streitkräfte aller Welt geben will, bleiben viele seiner Darlegungen auch dort recht abstrakt, wo konkrete Aussagen erwünscht wären. Er erschwert sich seine Arbeit noch dadurch, daß er die betriebswirtschaftliche Terminologie seines Lehrers *Le Coutre* zugrundelegt, die derart mit Einteilungen und Unterteilungen überladen ist, daß die betriebswirtschaftlichen Tatbestände nicht selten hinter den Begriffen zurücktreten. Zwar stellen die Streitkräfte einen „gemischten“ Betrieb dar, da in ihm in gewissem Umfang eigenes Gerät produziert wird und durch Beschaffung und Lagerung von Material auch viele Ähnlichkeiten mit Handelsbetrieben bestehen. Weitaus überragend ist jedoch, daß es sich hier um Dienstleistungen besonderer Art handelt und daher der Mensch mehr noch als in Erwerbsbetrieben im Mittelpunkt betriebswirtschaftlicher Überlegungen stehen muß. Vom Menschen aus und nicht vom Vermögen und Kapital müßte daher eine Betriebslehre der Streitkräfte aufgebaut werden. Gerber hat dazu manche Ansätze geliefert. Hier wäre ein Weiterdenken nützlich. Wer sich gewerkschaftlich und politisch mit Fragen der Bundeswehr befaßt, sollte an diesem Buch nicht vorübergehen.

*Dr. Kurt Hirche*

#### LEWIS A. COSER

#### THEORIE DER SOZIALEN KONFLIKTE

Soziologische Texte Nr. 30. Luchterhand Verlag, Neuwied 1965. 194 S., Ln. 19,80 DM, Studienausgabe 14,80 D-Mark.

In einem einführenden Kapitel geht Coser auf die Frage ein, warum die Soziologie in den USA von einer Kritik- und Reformwissenschaft zu einer Ordnungs- und Herrschaftswissenschaft geworden ist, deren Betrachtungsweise nicht mehr an Konflikten, sondern an den Funktionen orientiert ist. Die Antwort sieht er in dem Umstand gegeben, daß die Soziologie seit geraumer Zeit sich nicht mehr so sehr mit Problemen beschäftigt, für die sie sich als Wissenschaft interessieren müßte, sondern

mit Auftragsarbeiten, durch die sie auf angewandte Forschung beschränkt bleibt. Damit aber muß sie zur „Erhaltung der bestehenden institutionellen Ordnung“ beitragen.

Ob mit solchen Thesen die Entwicklung der Soziologie richtig beschrieben ist, darauf geht Coser nicht mehr ein. Ebenso wenig bemüht er sich um andere Motive für die aufgezeigte Tendenz, die man kaum bezweifeln, über deren Bedeutung und Allgemeinheitsgrad man aber verschiedener Auffassung sein kann. Sein eigenes Bestreben geht vielmehr dahin, *Simmels* Studie über den Streit wieder in Erinnerung zu bringen, um mit dessen Kategorien die produktive Bedeutung des Konflikts darzustellen.

Bei diesem Interpretationsversuch verarbeitet Coser vor allem auch die zwischenzeitlich gewonnenen Einsichten der Sozial- und der Tiefenpsychologie. So kommt es zu bemerkenswerten Äußerungen über die Funktion von Konflikten innerhalb einer Gruppe und verschiedener Gruppen gegeneinander, über die

Wirkungsweise von Gruppen nach dem Typus Kirchen und Sekten, über die Rolle der Abtrünnigen und Abweichler. Dabei wird auch zwischen echten, interessenbedingten, und unechten, auf Verschiebung von Spannungen beruhenden Konflikten unterschieden. Insbesondere wird deutlich, daß ein scheinbares Fehlen von Konflikten nicht auf Rentabilität schließen läßt, sondern daß ein offenes Austragen von Konflikten ein Zeichen für das Selbstvertrauen einer Gesellschaft ist. Indem die Bedingungsbeziehungen von Konflikten erhellt werden, wird auch deutlich, inwiefern sie, so lange sie nicht an Grundfragen rühren, zum Zusammenhalt einer Gesellschaft beitragen. Dennoch ist die Darstellung Cosers nicht von dem Formalismus frei, den er den Vertretern des Strukturalismus vorwirft. Vor allem bleibt auch bei ihm ungeklärt, warum eine Anerkennung des Wertes einer funktionalistischen Theorie und die Anerkennung der Bedeutung von Konflikten unvereinbar sein soll.

*Dr. Hans Tietgens*